

14 Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Seute Morgen, als Wendel Ede Chestnut Street vom Kabelaug abprang, um zur Abwechslung bei Frau Brantstrom einen Teller Haferrübe zu essen, an Stelle der fleisstrigen Haferrübe, die in den Frühstückshöhlen des Geschäftsviertels serviert ward, hatte die erste Frühstückabteilung schon ihre Mahlzeit beendet und der feinere Teil der Gäste sich versammelt. Da saß die finnische Dame aus guter Familie, die Mann und Kindern davongelaufen war mit einem jungen Zahntechniker, der jetzt vergebens nach Arbeit suchte, während sie selbst in einem Omnibusvariété mit dem stolzen Namen „Der Viking“ Volkslieder sang. Ein vergrämtes Gesicht und graue Haare in den ehemals butterblumengelben Locken.

Da war die alte schwedische Schauspielerin, die zusammen mit ihrem Liebhaber (der ihr Entel hätte sein können) auf eine Tournee gelockt worden war und jetzt, den Tod im Herzen, die „Hochzeit auf Ulfasa“ zu spielen versuchte — vor einem skandinavischen Bauernpublikum in Turner Hall: „Billette zu fünfundzwanzig Cent, Damen frei, Bier und Whisky wird während der ganzen Vorstellung serviert, nach Schluß der Vorstellung großer Ball mit fünf Mann hohem Orchester. — Rauchen jederzeit gestattet. — Programm gratis. Günde dürfen mitgebracht werden. — Ende des Balls vier Uhr morgens.“

Und da saß Sundstedt, der Bauunternehmer, so whisky-nerbös, daß er mit der linken Hand die rechte halten mußte, wenn er ein Glas nehmen wollte, damit er es nicht fallen ließ; die Hälfte des Inhalts verschüttete er aber trotzdem. — Der alte Youngberg, den eine amerikanische Bank vor Jahren entlassen hatte, weil er zu ehrlich war, und der jetzt schwedische Romane an Dienstmädchen auf den nördlichen Boulevards verkaufte. — Weiter vorn der alte Haubegen und Lebemann aus Göteborg, der Konkurs gemacht hatte und geflohen war und nun „Sönköpingsländsticker“ verkaufte — die schwedischen, blassgelben Schachteln, die kein Mensch in Amerika wollte, weil sie besser waren als das einheimische Fabrikat. Und die ganze Reihe anderer Existenzen, Schatten und Neuanfänger durcheinander, einzelne, die sich zum Erfolg durchschinden oder -schwindeln wollten, andere, deren eiserner Fleiß augenblicklich bescheidene Früchte trug, und wieder andere, die aus der Tasche ihrer Väter oder Verwandten lebten, während sie allabendlich als eine Art Nachtgebet in der Hoffnung auf eine Erbschaft auf ihre Wohltäter einen barmherzigen Tod herabflehten. — Chevelli z. B., ein halbverrückter Roué, der sich einbildete, er sei ein Marquis, der der derartig log, daß er selbst an seine Lügen glaubte; oder Göransson, der Erfinder, der drei Ewigkeitsmaschinen, zwei Flugapparate, einen neuen Patentkragenknopf und einen Propeller, der in entgegengesetzter Richtung mit dem Kurs des Fahrzeugs arbeitete und dadurch (wie Göransson behauptete) dessen Geschwindigkeit verdoppelte, vollständig fertig hatte — im Kopf! — Dann war da ein verrückter Bildhauer, Bergenvall, der Christus und die zwölf Apostel in Marmor darstellen wollte — „aber nicht wie dieser Pflücker von Thorwaldsen, kaum mehr als natürliche Größe, sondern doppelt so groß wie Fogelbergs Odin und Tor im Nationalmuseum“. Mittlerweile, während er auf eine Marmor-Baiste wartete, mußte der arme schwedische Michel-Angelo als Gipsstuckateur arbeiten. Auch einige Deutsche waren da, und sogar ein paar Amerikaner, die gleich den meisten anderen die große Weltausstellung angeht hatte; und als dann der Riesenkrach kam, als gewaltiger Schluß dieses Trumppflusses der Stadt, setzte er auch den Punkt hinter die erträumten Hoffnungen dieser Individuen — einen Punkt, der sich eine Zeitlang zu einem Gedankenstrich entwickelte, um zuletzt, nachdem er vielleicht noch eine Weile als Fragezeichen dagestanden hatte, mit dem Ausrufungszeichen des Revolvers zu enden. Der kleine Schotte, Mc Kenzie, war darin typisch. Mit der Entrücktheit des Morphinsten starrte er gläsern in seine Teetasse, ohne zu hören oder zu sehen.

Und die Frauen! Ach, sie hatten alle dasselbe Aussehen: überarbeitet, ausgemergelt, in Seide und Schmutz, mit zerstochnen Fingerspitzen, zerrissenen Lungen und dem unheimlichen Unterleibsleiden des Landes glichen sie Puppen aus dem Journal einer Schneiderin — ohne das stereotyp schöne Gesicht der Puppe. Ein paar hatten noch die echte Farbe der Heimat auf runden Wangen, aber die übrigen stanken nach Puder und Schminke. Eine war verheiratet und im letzten Stadium der Schwangerschaft, saß aber noch immer mit am Tisch; sie mußte bis zum letzten arbeiten für ein Atelier, um nicht entlassen zu werden. Ihre amerikanische Kollegin rief ihr denn auch, das nächstmal der Sitte des Landes zu folgen: Operation um jeden Preis — es gab keinen Arzt, der da nicht behilflich sein würde.

Am oberen Tischende saßen zwei Herren in einsilbigem Gespräch. Der eine war Doktor Hannover, der mit einem glänzenden Abgangszeugnis vom Zentralinstitut und einem Vibrationsapparat versehen sich die mühsame Aufgabe gestellt hatte, wirkliche Kranken-Heilgymnastik und -Massage unter den Quackhalbern und Pflüchern in seinem Beruf einzuführen. Er hatte ein breites, mürrisches und abweisendes Gesicht, das ausah, als hätte ein Vulkan es verheert; aber in den braunen Lavakrusten, die das ursprüngliche Modell umgeformt hatten, blinkten ein paar freundliche Augen, deren plötzliches gültiges Aufglänzen der Widerschein eines prächtigen schwedischen Herzens war. Ohne allen Zweifel mußte die starke, breitschultrige, ein bißchen fiernackige Gestalt dereinst Stellung und Anerkennung gewinnen, allen Freiheutern zum Trotz, und das einzige, was zu befürchten stand, war, daß mit der Zeit auch das Innere, das Herz, unter der Lava erstarren würde. Denn das ist der Lauf der Natur in diesem Land.

Der andere war sein gerader Gegenpart. Es war Griff, aus der bekannten Göteborger Familie, klein, geschmeidig und fein, mit Künstleraugen und einem weichen, wehmütigen Zug um einen empfindsamen Mund. Er war ebenso alt wie die übrigen, konnte aber in einer gewissen Beleuchtung aussehen wie ein Kind. Die nächste Minute enthüllte eine gefurchte Stirn, und über das gute und reine Oval des Gesichtes glitt es düster und bitter, wie der Schatten einer Wolke über ein schönes Wiesenrund. Er hatte sich eine musikalische Zukunft geträumt und war Joachims Lieblingschüler gewesen, aber der Lohn seines Fleißes war eine Lähmung in der linken Hand. Jetzt war er ein vortrefflicher Bankbeamter und auf dem Weg, eine Berühmtheit in seinem Fach zu werden. So kann die Resignation manchmal — manchmal! — selbst in Amerika eine Vergeltung finden.

Bei diesen beiden war für Wendel ein Stuhl umgelegt, und hier ließ er sich nieder.

Seit bald einem Jahrzehnt bildeten sie ein Trio, und die beiden waren die einzigen Landsleute, an denen er festgehalten hatte oder vielleicht auch die an ihm festgehalten hatten. Seit Jahren hatten sie untereinander über alles gesprochen. Sie kannten einer des anderen Vorgesichte, einer des anderen Hoffnungen und Träume, einer des anderen Stärke und Schwächen, Spannweite und Begrenzung, Eigenheiten, Fehler und Laster. Aber sie vergaßen auch nicht in dunkeln Augenblicken, wie das sonst so oft der Fall ist, einer des anderen gute Seiten und Verdienste.

Uebrigens hatten sie selten etwas Neues zu berichten. Nach der ersten freundlichen Begrüßung trat eine Pause ein.

Sämtliche Frühstücksgäste aßen mit einer wahnwitzigen Hast, die schon an sich, ohne jeden weiteren schädlichen Einfluß, die Grundlage zu Dyspepsie und Magentatarrh legte. Sie verschlangen alles, was ihnen vorgefetzt wurde, mit ängstlichen Seitenblicken nach der Uhr auf dem Kaminsims, als gälte es ein Preisseßen, bei dem jede Sekunde ausschlaggebend war für den Gewinn. Jeder war natürlich bis zur letzten Minute in seinem Bette geblieben, und jetzt hieß es sich beeilen, um mit dem Glockenschlag zur Stelle zu sein, immer voll Todesangst vor der über dem Haupt schwebenden Entlassung. Gleichzeitig aber durfte man sich doch auch keinen Bissen entgehen lassen; hatte man nicht Geld dafür bezahlt? Alles beides ließ sich nicht vereinigen; darum wählte man den Mittelweg und ließ das Rauere aus.

Da die Mahlzeit aus Obst, Haferrübe, gebratenem Speck

mit gekochtem Mais und Beefsteak mit Ei bestand, und mit einem Duzend dünner Pfannkuchen, ohne Brot und Butter, schloß, dabei mit wahren Pluten von Eiswasser, Milch und meist kochend heißem Tee und Kaffee, in dampfender Gast hinabgespült wurde, so konnte man den Eindruck einer geradezu überreich besetzten Tafel gewinnen. Aber diese Auffassung beschränkte sich auf das Auge; der Mund vermochte unmöglich etwas anderes aufzufassen als abwechselungsweise brühheiße und eiskalte Empfindungen. Und das war, in einer Art, zweifellos recht gut, da Pferdefleisch, Margarine, konserbierte und pulverisierte, neuersundene und patentierte, chemische und mineralische Surrogate auf die Dauer einem Gourmetgaumen doch nicht zusagen. Aber diese Maschinenmenschen aßen wie Gastigkeitsmaschinen und schlugen buchstäblich ihren eigenen Rekord, obgleich sie leider — im Gegensatz zu wirklichen Maschinen — nicht mit eisernen Nägen ausgerüstet waren.

(Fortsetzung folgt.)

Eine materialistische Soziologie.

Das Werk Müller-Lyers.

1. Die historische Auffassung.

Kürzlich behauptete ein deutscher Pastor in einem Buch über die proletarische Jugend, daß Schriften historischen Inhalts bei der jugendlichen Arbeiterklasse wenig Interesse finden. Diese Behauptung muß zunächst jeden bekremden, der weiß, daß es von ernster Lektüre neben naturwissenschaftlichen gerade historische Werke sind, die zu meist in unseren Bibliotheken verlangt werden, denen sich der Bildungshunger der jungen und älteren Arbeiter zuwendet. Aber es sind allerdings andere Schriften, als sie jener Pastor wohl im Auge hat, denn unsere Auffassung von Geschichte und ihrem Wert unterscheidet sich wesentlich von der bürgerlichen. Schon in der Wahl des Gegenstandes machte sich dieser Unterschied bemerkbar. Die schönsten Hohenzollerngeschichten oder die Erzählung der Geldentaten irgendwelcher Generale läßt uns ziemlich kühl; die Geschichte der Revolutionen hingegen bietet uns reichstes Interesse, aber auch die Geschichte der Kultur, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Doch nicht nur der Gegenstand ist es, durch den sich unsere Geschichtsdarstellung von der bürgerlichen unterscheidet. Die ganze Betrachtungsweise ist völlig verschieden.

Als um die Wende des 18. Jahrhunderts die damals noch revo- näre Bourgeoisie gegen die Mächte des Feudalstaates und des Absolutismus Sturm zu laufen begann, da versuchte sie vor allem, die ideologischen Stützen zu zertrümmern, die den Bestand dieser Mächte sicherten. Sie suchten nachzuweisen, daß die Religion nur eine Erfindung schlauer Pfaffen, der bestehende Staat eine willkürliche Einrichtung der Despoten und ihrer Anrechte sei, und manche Revolutio- näre gingen so weit, diese Kritik auch auf das Heiligtum der Familie auszudehnen, indem sie behaupteten, auch die Ehe sei nur eine schlaue Erfindung der Pfaffen, um die menschlichen Triebe in spanische Stiefel einzuschnüren und dadurch die Menschen besser gängeln zu können.

Dieser „Aufklärung“ gegenüber beriefen sich die „Reaktionäre“ auf die „historischen Rechte“. Sie wiesen nach, daß Religion, Staat, Familie usw. keineswegs willkürliche Erfindungen wären, daß sie sich vielmehr allmählich im Laufe der Geschichte entwickelt hätten und daraus schlossen sie, daß es ein Unsinn sei, diese historisch gewordenen Gebilde abzuschaffen oder auch nur wesentlich ändern zu wollen. Nur eine Wandlung des „Zeitgeistes“ könne vielleicht im Laufe von Jahrhunderten oder Jahrtausenden etwas an diesen durch die Geschichte geheiligten Einrichtungen ändern, nicht aber der vor- witzige revolutionäre Mensch. Je mehr nun die Bourgeoisie selbst zur Herrschaft gelangte, um so mehr war sie geneigt, sich diese Philosophie der Befähigten selbst anzueignen. Die ganze bisherige Geschichte war nur eine allmähliche Vorbereitung auf die herrliche Zeit der bürgerlichen Welt, der kapitalistischen Wirtschaft. Damit schließt nach dieser Auffassung vorläufig die Weltgeschichte. Vielleicht wird später einmal noch etwas geschehen, aber das steht noch weit im Felde.

Es ist wohl begreiflich, daß sich die Arbeiterschaft mit dieser Anschauungsweise nicht befremden kann. Denn das Proletariat ist alles eher als gefättigt, ihm erscheint der Kapitalismus keineswegs als die gottgewollte bleibende Ordnung, über die hinaus es zunächst keine Entwicklung geben soll. Ihm gilt vielmehr auch unsere heutige Welt nur als ein Durchgangspunkt für das kommende Reich des Sozialismus. Den Proletarier interessieren daher an der Geschichte weniger die einzelnen Tatsachen, als die Frage, wie weit sich aus ihrem bisherigen Verlauf Schlüsse ziehen lassen über ihre künftige Gestaltung, über die Richtungslinien, in denen sie verläuft. Die Geschichte ist ihm in erster Linie nicht der Schlüssel der Vergangenheit, sondern der Zukunft. Und deshalb finden auch alle Werke, soweit sie überhaupt seinem Verständnis zugänglich sind, sein lebhaftestes Interesse, die darauf ausgehen, die Geete des historischen Geschehens zu ergründen, die zeigen, wie sich aus den heutigen Zuständen mit derselben Notwendigkeit wieder eine neue Welt gestalten muß, wie schon

bisher die verschiedenen Stufen der Entwicklung auf und aus ein- ander gefolgt sind.

Deshalb ist gerade von unserem Standpunkt das Fortschreiten des großen Unternehmens wärmstens zu begrüßen, in dem Dr. F. Müller-Lyer „Die Entwicklungsstufen der Menschheit“ darstellen und die Richtungslinien dieser Entwicklung aufzeigen will. Was die bisher erschienenen Bände*) dieses Wertes besonders wertvoll macht, ist nicht nur ihr wissenschaftlicher Ernst, das bedeutende Wissen und die große Klarheit der Darstellung, sondern auch der Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung, für deren außerordentliche Fruchtbarkeit Müller-Lyer durch sein Werk neuerdings einen Beweis geliefert hat.

Allerdings vollkommen hat sich der Autor von den Banden bürgerlichen Denkens noch nicht befreit. Die materialistische Geschichtsauffassung ist ihm ein vorzüglicher Wegweiser bis zur heutigen Gesellschaft. Sowie er aber verlußt, über diese hinauszublicken, verfällt er in allerhand ideologische Schrollen. Plötzlich soll sich die Geschichte nach ethischen Werten, nach moralischen Gesichtspunkten richten. Nicht die Veränderungen des Wirtschaftslebens sind für sie bestimmend, sondern die Gesinnungen der Menschen. Den Klassenkampf, der in den früheren Geschichtsepochen die treibende Kraft war, sieht der Verfasser nun plötzlich als ein Schreckgespenst vor sich, von dem er allerdings hofft, daß es die Reichen veranlassen wird, Vernunft anzunehmen, es nicht zum Neupersten kommen zu lassen. Und wenn die Reichen das nicht selbst einsehen, dann soll sie die öffentliche Meinung, die Stimme des öffentlichen Gewissens dazu zwingen. So wird die Ueberleitung aus der heutigen Gesellschaft in die sozialistische nicht gewaltiam und plötzlich geschehen, sondern allmählich und friedlich, im Laufe von Jahrhunderten.

Um diese seine Auffassung zu stützen, muß nun Müller-Lyer die Behauptung aufstellen und verfechten, daß die Menschen im Laufe der Entwicklung immer milder und sanfter werden, und besonders von der heutigen Welt muß er konstatieren, daß die „Umwandlung des Kriegsstaates in den Industriestaat“ im Begriffe ist, alle Gegensätze auszugleichen, der Arbeit erhöhte Würde zu verleihen, die Reichen den Wünschen der Ausgebeuteten zugänglicher zu machen. Und er, der die Vergangenheit mit so scharfem Blicke durchdringt, sieht nicht, wie die rauhe Wirklichkeit seine optimistische Auffassung auf Schritt und Tritt Lügen straft, wie die Brutalität der menschlichen Natur in dem modernen Ringen ihre schlimmsten Orgien feiert, wie die Klassengegensätze immer schärfer werden, und wie insbesondere gerade die höchste Entwicklung des kapitalistischen „Industriestaats“ zu einer Stärkung des Militarismus, des Kasernengeistes, der Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit in der äußeren und besonders der kolonialpolitit führt, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Alle Schandtaten der spanischen Konquistadoren auf ihrer Suche nach Silber und Gold verblaffen neben den namenlosen Greueln, die das Kapital an völlig wehrlosen Eingeborenen im Kongo und in Putumayo begeht auf der Suche nach Kautschuk. Und haben die Mongolenstürme, hat der dreißigjährige Krieg, hat die Völkertwanderung etwas aufzuweisen, was an Gräßlichkeit auch nur entfernt heranreicht an das Unternehmen, ein ganzes Volk in eine wasserlose Wüste zu treiben, um es dort elend ver schmachten und verreden zu lassen?

Nein, der Übergang vom Kriegsstaat zum Industriestaat hat keine Sättigung der Menschheit mit sich gebracht, sondern nur ein Anwachen der Heuchelei. Der Kapitalist würgt nicht mehr mit eigener Hand wie einst der Raubritter oder der Fronherr, er läßt es durch seine bezahlten Knechte und durch den Staat besorgen; aber die Reichtümer, die er erpreßt, sind ungleich größer, als was jene erbeuteten, und der Druck, den er ausübt, lastet viel schwerer und auf ungleich größeren Massen. Ein Massenelend, wie das des modernen Proletariats hat keine frühere Epoche der Geschichte gekannt.

Nun meint allerdings Müller-Lyer selbst, die Plutokratie, die ganz Reichen, werde wohl nicht freiwillig nachgeben, obgleich er in den Stiftungen amerikanischer Milliardäre den Beginn einer „freiwilligen Abjohung übergroßer Vermögen“ erblickt. Ja, er spricht von dem „Riesenunternehmen, die furchtbare Macht der Plutokratie zu bezwingen, über dessen Bewältigung vielleicht Jahrhunderte verstreichen werden“. Sehr tröstlich klingt diese Vorhersage gerade nicht. Wer soll nun aber diese Macht brechen, und wie soll das geschehen? Hier verfällt Müller-Lyer ganz in die schon längst überwunden geglaubte Utopie der St. Simonisten der 30er Jahre, die dann von den Anarchisten, besonders Bakunin wieder aufgenommen wurde: die Abschaffung oder doch wesentliche Beschränkung des Erbrechts. Das System des Privatkapitalismus soll also beibehalten, aber durch die Abschaffung des Erbrechts unschädlich gemacht werden. Allerdings weiß Müller-Lyer für frühere Geschichtsepochen sehr gut, daß die Regelung der Familie und damit auch des Erbrechts von den Wirtschaftsverhältnissen der betreffenden Gesellschaft abhängt; für den Kapitalismus aber soll das plötzlich anders sein, hier wird die Wirtschaftsverfassung durch die Regelung des Erbrechts geändert. Doch braucht auf die ökonomische Unmöglichkeit dieses Vorschlags, die schon so oft nachgewiesen wurde, hier nicht nochmals ein-

*) Vd. I. „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft.“ eine philosophische Einleitung des Gesamtwerkes. Vd. II. „Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts.“ Vd. III. „Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft.“ Vd. IV. „Die Familie.“ Sämtlich verlegt in F. F. Lehmanns Verlag, München. „Die Phasen der Liebe“ erschienen im Verlag A. Langen, München.

gegangen zu werden, denn Müller-Lyer widerlegt sich selbst in der hündigsten Weise. Die Abschaffung des Erbrechts soll nach seiner Auffassung nicht durch den Klassenkampf des Proletariats herbeigeführt werden, sondern durch die Gesetzgebung des bestehenden Staates. Er selbst aber charakterisiert die Gesetzgebung des heutigen Staates mit folgenden so treffenden Worten:

„Vor den Kulissen stehen die großen Staatsmänner und Parlamentarier und spielen dem naiven Volk das Stild von der Konstitution vor; aber hinter der Kulisse steht der Plutokrat, er ist es, der an goldenen Fäden jene Männer wie Marionetten agieren läßt. Denn jede Demokratie ist, so lange die Plutokratie herrscht, nur eine Farce, ein Wort, das keinen Sinn hat, geschaffen zur Verblendung der Ausgebeuteten.“

Wie soll aber denn die Macht dieser Plutokraten durch den Staat gestürzt werden, den sie selbst beherrschen? In solche Widersprüche gerät Müller-Lyer, wo er von der Fortentwicklung des Kapitalismus zum Sozialismus spricht. Ihm fehlt das Vertrauen in die sieghafte Macht des proletarischen Klassenkampfes. Allerdings spricht er auch einmal von der Möglichkeit einer Umwandlung der Gesellschaft auf diesem Wege; aber er betrachtet diese Wahrscheinlichkeit offenbar als sehr gering und glaubt, auf dem Wege der allmählichen Abschaffung des Erbrechts sei derselbe Erfolg ruhiger und sicherer zu erreichen. Und so verstrickt er sich in ein ganzes Netzwerk innerer Widersprüche, das im vollsten Gegensatz steht zu der großen Durchsichtigkeit und Klarheit, die sonst seine Darstellung fast durchgehend auszeichnet.

Durch diese Unsicherheit und Unklarheit in der Behandlung des Überganges vom Kapitalismus zum Sozialismus wird der Wert des Werkes einigermaßen beeinträchtigt. Das ist um so mehr zu bedauern, als dieses im übrigen eine der wertvollsten Gaben ist, die uns die Sozialwissenschaft in den letzten Jahren geboten hat. Besonders der zweite und der vierte Band, die jeder auch als ganz selbständiges Werk gelten können, füllen Lücken unserer Literatur aus, die schon schmerzlich empfunden wurden. Wir wollen daher besonders auf den Inhalt des letztersehienenen Bandes „Die Familie“ etwas näher eingehen. Gustav C. Stein.

Courage.

Erzählung von John Galsworthy.

Damals (began Gerrand) ging es mir gerade miserabel. Nicht so miserabel, daß ich ohne Mittagessen hätte auskommen müssen, sondern so hungrig, daß ich weder ein Frühstück, noch ein Mittagessen, noch ein Nachtmaße hatte, und mich, so gut es eben ging, mit Brot und Tabak durchschlagen mußte. Ich wohnte in einer jener Bierpenny-Herbergen um Westminster herum. Drei, fünf, sogar sieben Betten in einem Zimmer; zahlt man regelmäßig, so hat man sein eigenes Bett, wenn nicht, so schläft ein anderer darin, der einem toischer ein Andenken hinterläßt. Es ist kein Quartier für Ausländer, fast alle Bewohner sind Engländer und Irrenbolde. Dreiviertel von ihnen essen nichts — sie können nicht essen; sie sind nicht mehr imstande, feste Nahrung zu sich zu nehmen. Sie tun nichts als trinken. Sie sind nicht wert, daß man sich ihrer annimmt —; Leute, die Droschken besorgen, Zeitungsjungen, Schuhriemenverkäufer und sogenannte Sandwichmen, zum großen Teil berart verwildert, daß nichts mehr mit ihnen anzufangen ist. Was kann man auch sonst erwarten? Ihre einzige Sorge ist, genug zusammenzuschuften, um nicht elend zu verhungern, an irgend etwas anderes zu denken haben sie weder Zeit noch Kraft. Abends kehren sie so todmüde zurück, daß sie sofort in Schlaf sinken — und wie fest sie schlafen! Nein, sie essen niemals, höchstens ein Stück Brot, alles übrige vertinken sie!

In diese Herberge pflegte ein kleiner Franzose zu kommen, der ein gelbes runzeliges Gesicht hatte; er war nicht alt, etwa um die Dreißig. Aber sein Leben war schwer gewesen — keiner kommt in ein solches Haus, so lang es ihm gut geht, besonders kein Franzose; der Franzose verläßt nur ungern seine Heimat. Er kam hin, um uns zu rasieren und verlangte einen Penny dafür; die meisten von uns vergaßen, ihn zu bezahlen, so daß er im Durchschnitt drei für einen Penny zu rasieren hatte. Er besuchte noch andere Herbergen, davon lebte er — hatte auch einen kleinen Laden nebenan gemietet, in dem er jedoch nie etwas verkaufte. Wie er arbeitete! Er ging auch in eine ihrer Wohltätigkeitsanstalten, das war jedoch weniger einträglich, denn dort hatte er zehn für einen Penny zu rasieren. Dann sagte er mir gewöhnlich, wobei er seine milden Finger rieb, die wie dünne gelbe Stäbchen aussahen: „Puh! Ich schufte wie ein Sklave! Vier Pence muß ich ausgeben, Freund, um einen einzigen Penny zu verdienen. Was wollen Sie machen? Man muß sich ordentlich nähren, denn es heißt genügend Kräfte sammeln, um zehn für einen Penny zu rasieren.“ Er glück einer Ameise, so lief er in einem fort in dem kleinen Loch herum, aber trotz aller Mühseligkeit konnte er dabei kaum das nackte Leben fristen; und dennoch hoffte er immer, noch genug zu ersparen, um nach Frankreich zurückkehren und dort leben zu können. Wir mochten einander gut leiden. Mit Ausnahme eines Sandwichman, der einmal Schauspieler gewesen und ein Hunger Kopf war, wenn er sich nicht gerade betrunken hatte, war er tatsächlich der einzige in dem ganzen Hausen, mit dem man reden konnte. Er amüsierte sich gern und schwärmte für's Varietés —

wenigstens zweimal im Jahr muß er hingegangen sein, und dann sprach er unaufhörlich davon. Zwar fehlte ihm das Geld, um sich etwas zu gönnen, aber er unterließ sich stets nach besten Kräften. — Mich nahm er gewöhnlich als den letzten vor, und dann rasierte er mich langsam.

„Bei Ihnen kann ich mich ausruhen,“ pflegte er zu sagen. Auch mir war's angenehm, denn ich hatte mich daran gewöhnt, ganze Tage herumzugehen, ohne den Mund aufzutun. Nur ab und zu trifft man jemand, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen kann; die übrigen lachen nur zu allem, sie scheinen einen für einen Sonderling, für einen Narren zu halten — für etwas, das man in einen Käfig sperren oder an Wein anbinden sollte.

„Ja“, bemerkte der kleine Mann gewöhnlich, „als ich herkam, hoffte ich, bald wieder nach Frankreich zurückgehen zu können, aber jetzt kann ich's nicht mehr so bestimmt sagen. Nach und nach verliert ich alle Illusionen. Das Glück hat Flügel, doch fliegt es nicht zu mir. Glauben Sie mir, Freund, ich brauche meine Seele auf, während ich diese Mustereemplare rasiere. Und wie unglücklich sie sind, diese armen Geschöpfe, wie sie leiden müssen! Trinter, sagen Sie? Ja, aber das ist noch ihr einziger Trost, das macht sie wenigstens noch hie und da ihr Los vergeffen. Leider habe ich nicht die Konstitution dazu — hier.“ Und dann pflegte er mir zu zeigen, wo ihm die nötige Konstitution mangelte. „Auch Sie, Kamerad, scheinen kein Glück zu haben, doch sind Sie schließlich noch jung. Da nützt nichts, Philosoph muß man sein — bedenken Sie nur, wie schwer einem das Leben in einem solchen Klima fällt, besonders, wenn man aus dem Süden kommt!“

Als ich fortging, und das geschah, sobald ich nichts mehr zu verpfänden hatte, gab er mir Geld — in einer Herberge leihst man nicht; wenn einer dem andern Geld gibt, dann schenkt er es ihm; und er kann sich glücklich schätzen, wenn er nicht noch obendrein ausgeraubt wird. Dort gib's Brüder, die auf ein Paar neue Schuhe oder einen anständigen Mantel lauern, ruhig abwarten, bis der Betreffende eingeschlafen ist, und dann eilends verschwinden. Wer so tief im Elend steckt, kennt keine Moral, da mußte einer schon aus Eisen sein; diese Menschen aber sind wie Stroh. Eines jedoch muß man dem Engländer aus der untersten Volksschicht lassen: er ist nicht blutdürstig wie der Franzose und Italiener in derselben Lage.

Kurz und gut, ich verdingte mich als Heizer auf einem Dampfer, kam weit herum, und nach sechs Monaten war ich wieder zurück. Gleich am ersten Morgen traf ich den Franzosen. Es war Kasterstag; mehr als je kam er mir wie eine Ameise vor, wie er so mit Händen und Füßen herumarbeitete; sein Gesicht sah vielleicht noch etwas gelber und runzeliger aus.

„Ah!“ rief er mir auf Französisch entgegen, „da sind Sie ja wieder. Ich wußte, daß Sie zurückkommen würden! Warten Sie, bis ich mit dem Exemplar da fertig bin, ich hab Ihnen eine Menge zu erzählen.“

Wir begaben uns in die Küche, einem großen Raum mit Steinfliesen, wo Tische zum Essen standen, und setzten uns ans Feuer. Es war im Januar — in dieser Küche brannte Sommer und Winter stets ein Feuer.

„So sind Sie also zurückgekehrt!“ sagte er. „Kein Glück gehabt? Eh! Nur Geduld! Wenn Sie noch ein paar Tage darauf warten müssen, wird Sie das auch nicht umbringen, wo Sie noch so jung sind. Was für Rebel das waren! Wie Sie sehen, bin ich noch immer hier. Aber mein Kamerad Pigon ist gestorben. Sie werden sich noch an ihn erinnern — der große Mann mit den schwarzen Haaren, dem der Laden weiter unten in der Straße gehörte. Ein lieber Kerl, war mein Freund und verheiratet. Hatte eine schöne Frau, etwas stattlich — sie hat ja eine Menge Kinder — aber von guter Familie. Hat plötzlich einen Herzschlag bekommen. Einen Augenblick, ich werd' Ihnen gleich mehr davon erzählen.“

Es war nicht lang nach Ihrer Abfahrt, eines schönen Tages im Oktober, als ich gerade mit den Exemplaren da fertig war und meinen Kaffee im Laden trank und an den armen Pigon dachte, der erst drei Tage tot lag — da bum! Kloppte es an die Tür, und Madame Pigon steht vor mir! Sehr gefasht — eine Frau aus guter Familie, gut erzogen, gut geraten — eine schöne Frau; aber mit blassen Wangen und geröteten Augen, die Aermste!“

„Bitte, Madame“, frug ich sie, „was kann ich für Sie tun?“ Es scheint, dieser arme Pigon war bankrott, als er starb — kein Pfennig im Laden! Er lag zwei Tage im Grabe und schon waren die Gerichtsvollzieher im Hause.

„Ach, Monsieur“, sagt sie, „was soll ich nur anfangen?“ „Einen Augenblick, Madame!“ Ich hole meinen Hut und gehe mit ihr in den Laden zurück.

Welch ein Anblick! Zwei Gerichtsvollzieher, die es schon sehr nötig haben, sich rasieren zu lassen, sitzen in dem Laden vor den Waschbecken; und wo Sie hinschaun, ma foi, wo Sie hinschaun, nichts als Kinder! Et, et! Ein kleines Mädchen von zehn Jahren, der Mutter sehr ähnlich; zwei kleine Mädchen in kleinen Höschen, und eines im bloßen Hemdlein; und noch zwei andere, ganz kleine — alle kugeln sie auf dem Boden herum; und was für ein entsetzlicher Lärm! alle schreien durcheinander, alle mit Ausnahme des kleinen Mädchens scheinen sich die Köpfe abreißen zu wollen. Die Gerichtsdienner scheinen ganz perplex. Es war genug, einen zum Weinen zu bringen! Sieben! Und ein paar

noch ganz klein! Der arme Pigon! Davon hatte ich keine Ahnung!

„Die Gerichtsvollzieher benahmen sich sehr anständig.“
 „Hören Sie,“ sagte der größere von beiden, „wir geben Ihnen vierundzwanzig Stunden, um das nötige Geld zu beschaffen; mein Genosse kann hier im Laden übernachten — wir möchten nicht zu hart mit Ihnen verfahren.“

„Ich half Madame, die Kinder zu beruhigen.“
 „Wenn ich das Geld hätte,“ sagte ich, „würde ich es Ihnen zur Verfügung stellen, Madame — im Herzen eines jeden anständigen Menschen sollte Humanität zu finden sein; aber ich habe kein Geld. Denken Sie doch nach, ob Ihnen nicht Freunde helfen könnten.“

„Monsieur“, erwiderte sie, „ich habe keine. Hätte ich denn Zeit, Freundschaften zu schließen — ich, mit meinen sieben Kindern?“

„Aber in Frankreich, Madame?“
 „Auch dort habe ich keine. Ich bin ja doch mit meiner Familie überworfen; und bedenken Sie, es sind jetzt sieben Jahre her, seit wir nach England kamen, und das geschah damals nur, weil uns niemand helfen wollte.“ Die Dinge schienen schlimm zu stehen, aber was sollte ich machen? Ich konnte nur sagen:

„Lassen Sie die Hoffnung nicht sinken, Madame — vertrauen Sie mir!“

„Ich ging fort. Den ganzen langen Tag dachte ich daran, wie ruhig sie gewesen war — großartig! Und ich sagte mir in einem fort: Also streng dich an! Denk was aus! Es muß was geschehen! — Aber nichts fiel mir ein.“

„Am nächsten Morgen hatte ich wieder jene geheiligte Stätte der Boshätigkeit zu besuchen und ich machte mich auf den Weg, voll von Gedanken, was man nur für die arme Frau tun könnte; es war, als hätten sich die Kinder an meine Weine geklammert und hielten mich fest. Ich kam spät hin und um die Zeit einzuholen, rasierte ich diese Subjekte dort, wie ich sie noch nie zuvor rasiert hatte; ein heißer Morgen — ich schwitzte! Bohn für einen Penny! Bohn für einen Penny! Ich dachte daran und an die arme Frau. Endlich war ich fertig und setzte mich nieder. Ich überlegte mir: Es ist zu viel! Warum tust Du's eigentlich? Es ist dumm von Dir! Du vergaßest Dich! Und dann kam mir meine Idee! Ich verlangte nach dem Verwalter.“

„Monsieur“ sagte ich, „es ist mir unmöglich, weiter herzukommen.“

„Was sagen Sie?“ fragt er.
 „Ich habe Ihre „Bohn für einen Penny“ satt — ich heirate; ich kann es mir nicht leisten, noch länger herzukommen. Ich magere zu sehr ab — für so ein Schundgeld!“

„Was?“ sagt er, „Sie sind ein beneidenswerter Mensch, wenn Sie sich's leisten können, Ihr Geld so zum Fenster hinauszuzerfen.“

„Mein Geld zum Fenster hinauswerfen! Pardon, Monsieur, aber schauen Sie mich an“ — ich schwitzte noch immer sehr stark — „für jeden Penny, den ich hier mache, verliere ich drei, und dabei rechne ich gar nicht die Schuhsohlen, die ich hin und zurück auf dem Wege ablaufe. Als ich noch Junggeselle war, Monsieur, ging's nur mich und sonst keinen was an, damals konnte ich mir diese Extrabagatzen noch erlauben, aber jetzt muß das ein Ende nehmen — ich habe die Ehre, Monsieur!“

„Ich ließ ihn stehen und ging fort. Ich begab mich zu dem Laden der Pigons. Der Gerichtsvollzieher war noch immer dort — pui! Er muß die ganze Zeit geraucht haben.“

„Ich kann Ihnen keine längere Frist gewähren“, erklärte er mir.

„Das hat jetzt nichts mehr zu sagen“, gab ich zurück; und ich klopfte an und ging in das rückwärtige Zimmer.

„Die Kinder spielten in einer Ecke, und das kleine Mädchen mit seinem goldenen Herzen hütete sie wie eine Mutter; und Madame saß am Tisch, ein paar schwarze Handschuhe an. Mein Freund, noch nie habe ich ein solches Gesicht gesehen — gefaßt, aber so bleich, so schrecklich entmutigt, so verkrämt. Fast sah es aus, als wenn sie den Tod erwartet hätte. Es war arg, es war arg — wo der Winter vor der Tür stand!“

„Guten Morgen, Madame!“ sagte ich, „etwas Neues? Haben Sie irgendeinen Ausweg gefunden?“

„Nein, Monsieur. Und Sie?“

„Nein.“ Und ich sah sie wieder an — eine schöne Frau; ach, eine schöne Frau!

„Aber hören Sie“, sagte ich, „heute morgen ist mir eine Idee gekommen. Also was würden Sie dazu sagen, wenn ich Sie aufforderte, mich zu heiraten? Es wäre am Ende besser als nichts.“

Sie blickte mich mit ihren dunkeln Augen an und erwiderte:
 „Aber gerne, Monsieur!“ Und jetzt, Kamerad, jetzt erst fing sie zu weinen an — zum erstenmal!“

Der kleine Franzose hielt inne und sah mich lange an.
 „Um!“ sagte ich schließlich, „Sie haben Courage!“

Er startete mich wieder an; sein Blick verdüsterte sich, als hätte ich ihm ein schlechtes Kompliment gemacht.

„Glauben Sie?“ fragte er endlich, und ich merkte, wie ihn der Gedanke quälte, als hätte ich ein dunkles Angestühl in seinem Innern aufgerührt.

„Ja“, sagte er gedehnt, während sein quimütiges gelbes Gesicht

immer runzeliger wurde und jede Runzel dunkler zu werden schien, „ich fürchtete mich davor, schon als ich's tat. Sieben Kinder!“
 „Noch einmal blicke er mich an: „Und seit damals! — Manchmal — manchmal könnt' ich ja —“ Er brach jäh ab, dann fuhr er heftig fort: „Das Leben ist schwer! Was sollte man machen? Ihr Gatte war mein Freund. Hätte ich es mitansehen sollen, wie sie auf die Straße gehen mußte?“

Aus dem Englischen
 von L. Leonhard.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Antiseptis in der Barbierkunst. Der von der Pariser Prophylaktischen Gesellschaft mit der Erforschung von Vorbeugungsmitteln beauftragte Dr. Fouquet tritt mit Vorschlägen hervor, deren Ausführung er zur Verminderung der Ansteckungsgefahr in den Barbierläden für unumgänglich notwendig hält. Hauptsächlich redet er einer schärferen Desinfektion und Sterilisation der verschiedenen Geräte das Wort. Er verlangt, daß die Schneideinstrumente in einer einprozentigen Lösung von Natriumkarbonat nach jedesmaligem Gebrauch gewaschen und hierauf mit einem trockenen Handtuch abgerieben werden. Bürsten, Kämme und Pinzel sind täglich in ammoniakhaltigem Seifenwasser zu entfetten. Alle metallischen Instrumente sind der Flamme auszusetzen. Pinzel und Seifennapf sind vor jedesmaligem Gebrauch in kochendem Wasser zu tauchen. Bürsten und Kämme sind in einem hermetisch verschlossenen Schränkchen aufzubewahren, in dem eine Schale mit einer vierprozentigen Formalinlösung steht. Puderquasten dürfen nicht gebraucht werden. Statt ihrer hat man sich Wattebausche zu bedienen, die nach jedesmaligem Gebrauch fortgeworfen werden müssen. Ein Trockengerüst über ist ebenfalls zum Pudern zulässig. Alaunsteine dürfen nicht benutzt werden; sie sind durch pulverisierten Alaun zu ersetzen, der mit Hilfe eines Wattebausches aufgetragen wird. Ferner legt Dr. Fouquet den Barbieren ans Herz, das Rasiermesser nicht durch Streichen über den Daumen auf seine Schärfe hin zu prüfen. Der Bakteriologe Dr. Langlais hatte festgestellt, daß ein Rasierpinsel, nachdem er in bakterienfreies Wasser getaucht worden war, dort nicht weniger als 160 000 Bakterien auf den Kubikzentimeter hinterließ. Das Rasiermesser erwies sich als nicht weniger gefährlich. Es wies 7000 Bakterien vor dem Eintauchen in das Sterilisationswasser auf, 14 000 nach dem Streichen über den Riemen und 26 000 Bakterien, nachdem der Barbier mit dem Daumen die Schärfe der Schneide geprüft hatte. Der als antiseptisches Mittel vielgerühmte Alaunstein ergab nach den Forschungen Dr. Kemlingers 68 250 Bakterien auf den Kubikzentimeter in bakterienfreiem Wasser. Und Bürsten und Kämme konnten sich einer nicht minder reichhaltigen Bakterienflora oder besser Fauna rühmen.

Verkehrswesen.

Der Weltgürtel der drahtlosen Telegraphie. Nach den Plänen der Marconi-Gesellschaft, die dieser Tage in New York bekanntgegeben wurden, wird in nicht allzu langer Zeit ein Gürtel von Abgabe- und Empfangstationen den ganzen Erdball umspannen und damit eine neue bedeutame Epoche in der Geschichte der drahtlosen Telegraphie eingeleitet werden. Mit der Eröffnung der Abgabestation von Louisberg in Neu-Schottland, die in der vergangenen Woche eröffnet wurde und die mit der Empfangstation von Glace Bay in Verbindung steht, ist die Möglichkeit der Abgabe und Annahme von transatlantischen drahtlosen Nachrichten verdoppelt worden. Eine neue Erfindung Marconis gestattet, daß die Nachrichten jetzt zur selben Zeit abgefaßt und aufgenommen werden. Am 1. Januar 1914 soll dann das neue System der transatlantischen drahtlosen Verbindungen weiter verstärkt werden durch zwei Stationen zu Carnarvon und Town in Wales und zwei zu Belmar und Neu-Draunshweig in New Jersey. Ein wenig später beabsichtigt die Marconi-Gesellschaft noch andere neue Verbindungen zwischen Boston in Massachusetts und Stavanger in Norwegen zu eröffnen. Auf diese Weise werden in kurzer Zeit an die Stelle des einzigen Paares von Austauschstationen, die früher der transatlantischen drahtlosen Telegraphie zur Verfügung stand, 84 Wege getreten sein, auf denen drahtlose Nachrichten zwischen Amerika und Europa befördert werden können. Ein weiterer Ausbau des geplanten „Weltgürtels“ wird eingeleitet durch die Errichtung von großen Stationen in der Nähe von San Franzisko und auf den Hawaiiinseln, die für den drahtlosen telegraphischen Dienst mit dem Orient bestimmt sind. Japan wird binnen kurzem eine vollständige Station für drahtlose Telegraphie haben, und die Errichtung ebensolcher Stationen auf den Philippinen und in China ist von der Marconi-Gesellschaft in Aussicht genommen. Stationen werden auch in Brasilien und Argentinien eingerichtet und solche an allen Hauptplätzen Südamerikas sollen folgen. Mit dem Beginn der neuen drahtlosen Verbindung über den Stillen Ozean, die im nächsten Jahr erfolgen wird, tritt die Verwirklichung des großartigen Planes zum erstenmal hervor und eine Verbilligung der Gebühren soll die wichtige Erfindung auch weiteren Kreisen zugänglich machen.